

Altishofen (Kt. Luzerns)

Autor(en): **Gysi, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573740>

Nutzungsbedingungen

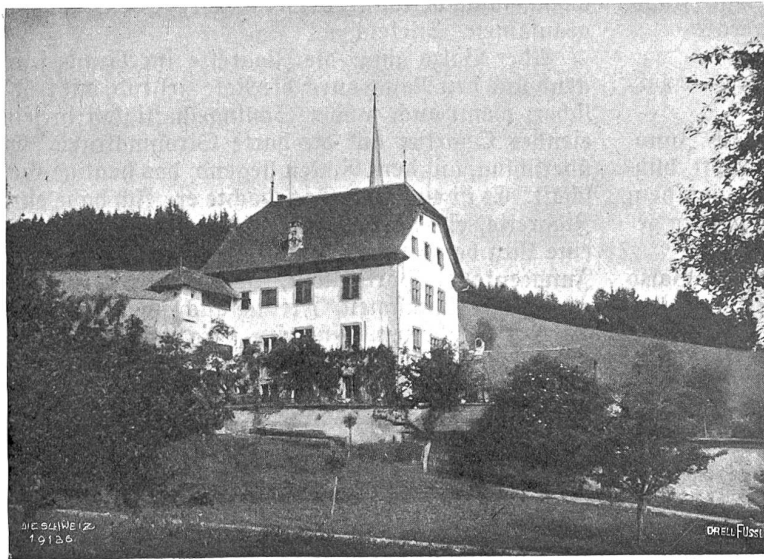
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Altishofen Abb. 1. Schloßli von Süden.

klopfte dann ernsthaft auf seine Achsel und sagte: „Borgestern wollte ich dir eine Ohrfeige geben.“

„Ei was, Sie spassen! Warum denn?“ fragte der Junge und machte ein unschuldigeres Gesicht als der Engel Ghirlandaios.

„Weil du die Eidechse verbrennen wolltest. Pfui, ein liebes Tier so martern!“

„Ma, Signore,“ versetzte jetzt der Bub und lachte mit allen breiten Schaufelzähnen und unerhört ehrlichen Augen zu mir herauf, „cotale non ne sente, niente, niente... Das spürt nichts, gar nichts!“

Ich stand da wie ein verdorkter Professor, dem plötzlich mitten im Schelten der ganze Faden, ich weiß nicht wie, entchlüpft, sodaß er sucht und schnappt und um sich greift und ohne Halt, wirr und stumm in den Stuhl zurückinkt. Zulezt, um nur den so verwundernden und spöttischen Augen des Balzo zu entweichen, sagte ich in heller Verlegenheit: „So gib mir doch einen ‚Secolo‘!“ Ich zahlte das Blatt — es war das nämliche, das ich schon in der Hand hielt — und lief davon.

O ihr gefühllosen Schlingel des Südens!

Doch nein, ich nehme das zurück. Denn als ich durchs Städtlein ins Tal hinunterstieg, sah ich das Nichtein wieder so still und frierend wie vor drei Tagen am Gesimse sitzen und scheinbar teilnahmslos ins Straßenvolk schauen. Aber dann und wann, wenn ein Gassenmensch zum Töchterchen aufblickte, nur einen Augenblick, aber mit den großen, frechen, starken Bubenaugen Italiens, dann schirmte sie das Gesichtlein rasch mit dem Fächer und getraute sich lange nicht mehr hervor. Als dann war sie nicht mehr so alabafterbleich, sondern von einer scheuen Röte, wie nach einer großen Scham.

Ach, dachte ich mir, dieses Narni ist so ein kleines, vergessenes Bergneist. Und trotzdem gibt es da alle Freuden und Schmerzen, jeden Hochmut und jede Niedrigkeit der Welt. Cäsaren und Bettler, Engel und Teufelchen, Tyrannen und Märtyrinnen leben hier. Und dieses Nichtein des Bischofs, das sich heimlich verzehrt in Sehnsucht nach dem schönen stolzen Innocente und ihn doch halb verabscheut, sich schämt, ihn zu sehen und dann doch wieder für ihn mit der Inbrunst einer Heiligen betet, ist dieses Jungfräulein nicht mehr als so ein Narni-Kind, ist es nicht das junge Italien selber, nämlich jenes junge, reine, edle Italien, dessen Herz nicht im Montecitorio, noch auf dem Kapitol, noch in den lärmenden Gazetten Roms und Mailands, sondern in einer scheuen, tausendfältigen Verborgtheit schlägt und sich freut und schämt, liebt und duldet und betet für seinen Geliebten, den noch so unruhigen, ungeläuterten, aus Stolz und Hochsinn, aus cäsarischem und gracchischem Geist, aber auch aus uraltem Sklavensinn gemischten, mächtig ausschreitenden Jüngling Staat? Werden sich diese beiden wohl einmal finden?

Altishofen (Kt. Luzern).

Mit elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Wer im Gotthardzug in sausender Eile das fruchtbare Wiggertal hinauffährt, der erblickt westlich auf der Strecke zwischen Dagmersellen und Nebikon, hinter buschigen Baumgruppen versteckt, eine hellshimmernde Häusergruppe mit blanken Mauern und ragenden Türmchen. Dort liegt, an die östliche Halde eines tannendunkeln Höhenzuges gelehnt, in einem Walde von Obstbäumen das Dörfchen Altishofen. Am anmutigsten zeichnet sich seine Silhouette vom dahinterliegenden Hügelrücken ab, wenn man am Hange des Dagmersellerberges, die wogenden Saatsfelder zur Linken, dem gewundenen Sträßchen folgt, das dann bei einem Wegkreuz in die breite Dorfstraße einbiegt.

Altishofen blickt auf eine lange Vergangenheit zurück. Dem Namen Alteloshouen oder Altheloshouin begegnen wir bereits in Urkunden des zwölften Jahrhunderts. Das Dorf stand seit der Zeit, da uns Chronikaufzeichnungen urkundlich

überliefert sind, unter der Herrschaft der Freien von der Balm, die etliche Dörfer und Höfe in der Umgebung ebenfalls zu ihrem Besitztum zählten. Nachdem sich im Jahre 1308 Rudolf von der Balm zum Königsmorde bei Windisch hatte mitreißen lassen, wurden die Balm'schen Güter vom neuen Kaiser Heinrich VII. seinem kleinburgundischen Landvogte, dem Grafen Otto von Strahburg, geschenkt. Vier Jahre später aber ging Altishofen durch Kauf an den Deutschritterorden über, unter dessen Oberherrschaft es bis 1571 verblieb. Im Dezember dieses Jahres wurde es um die Summe von 8000 Sonnenkronen an den „Schultheißen und Kammerherren Ludwigen Pfeiffern, Ritter, Königlicher Majestät in Frankreich Obersten, und allen seinen Erben“ abgetreten. Dieser unter dem Spitznamen „Der Schweizerkönig“ auch in der französischen Geschichte bekannte Luzerner Aristokrat baute sich allsogleich die alte Burg zu einem wehrhaften Schloßchen um (vgl. Abb. 1—3),

das die Bauern in gebührendem Respekt halten sollte. Die spätern Nachkommen dieses einflußreichen Kriegsmannes ließen den Herrensiß leider mehr und mehr verkümmern und durch rücksichtslose Ausbeuter ausplündern, sodaß er schließlich in sehr verwahrlostem Zustande der Waisengemeinde anheimfiel. Heute ist Altishofen ein schmüdes, in seinem Kerne etwa fünfzig Wohnhäuser zählendes Dörfchen. Dazu kommen noch ein halbes Hundert in der Umgegend zerstreute Höfe, meist behäbige Sitze, wie wir sie namentlich in dem zugehörigen Weiler Eichbühl finden. Die Siedelung scheidet sich deutlich in ein älteres Ober- und ein jüngeres Unterdorf. Die höher gelegene Gruppe umfaßt die ältern, meist in Kieg- und Mauerwerk aufgeführten Gebäude, die sich um Kirche und Schloßchen herumlagern und hinter denen der saftige Wieseboden in weichen Kurven zum nahen Walde aufsteigt.

Als ältestes Wahrzeichen des Dorfes glänzt aus dem vielgestaltigen Grün heraus der schlanke Kirchturm mit seinem hochragenden Pfeildach (vgl. Abb. 5 u. 6). Die Historiker haben sich darüber gestritten, in welche Zeit dieser romanische Turm zu verlegen sei, ob ins zwölfte oder schon ins elfte Jahrhundert. Jedenfalls ist er einer der ältesten Kirchtürme der deutschen Schweiz und dürfte von alterswegen nur von seinen düstern Gefellen in Stans und im unterwaldnischen St. Niklausen übertroffen werden. Das Fundament des quadratisch aufgeführten Baues ruht auf einem Rost von Erlenpfählen. Kräftige Strebe Pfeiler verstärken seine freistehenden Flanken, während sich an seine Nordseite das Kirchengebäude anlehnt. Die Eckanten des obern Teiles begleiten je zwei schmale Blendfenster bis unters Dach. Von den Öffnungen des Turmkörpers sind am bezeichnendsten die kleine Rosette an der Ostseite und die dreifach gekuppelten Spitzbogenfenster unter dem Dachrahmen, deren Zwischenstützen noch deutlich an die naive Dekorationsweise des frühgotischen Übergangsstiles erinnern. Ein bizarrer plastischer Schmuck hart unter dem Dachrande muß ebenfalls aus dieser Zeit herrühren. Es ist dies auf der Südseite in der einen Ecke der aus der Mauer ragende Kopf eines Widlers, in der andern ein schwer definierbares Quadruped, das mit einem Hunde die größte Ähnlichkeit zu haben scheint. Noch seltsamer mutet uns die unter dem östlichen Dachvorsprung herabgrinsende, groteske Menschenfigur an, zähnefletschend und mit herabhängender Zunge. Die Bedeutung dieser im Volksmund „Chilezänni“ benannten Frage ist nicht bekannt. Vielleicht ist darin eine Porträtfigur zu suchen,



Altishofen Abb. 2. Schloß von Nordosten.

wie solche damals den Leuten mit Vorliebe zur Schau gestellt wurden. Auch der Helm des Turmes darf sich eines respektablen Alters rühmen und gewinnt besonders durch seine windschiefe Spitze ein eigenes Aussehen. Im Turm hängt auch die alte „Heidenglocke“ aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Als drittes Gotteshaus, das diesem Turme angegliedert wurde, errichtete man im Jahre 1772 die heutige Kirche, ein nach dem im achtzehnten Jahrhundert gangbaren luzernischen Barocktypus konstruierter Bau, außen einfach und an der Fassade nur durch das „Vorzeichen“ einigermaßen belebt, im Innern schmuck, hell, mit hübscher Stuckdecke und gefälliger Kanzel aus Gipsmarmor. Als Aufstiegs für die Kirchgänger durchbricht eine mehrstufige Treppe die schweren, grasbewachsenen Stützmauern des Kirchenplateaus.

Ueber die dicht aneinander gereihten Gräber des Friedhofes ragt ein kunstreich gearbeitetes Sandsteinkreuz aus dem Jahre 1636, das oben einen zwar dürftlich, aber dennoch innig empfundenen Christus trägt und in der Mitte des Schaftes in einer barocken Mandorla den heiligen Martin im Bischofsornat mit dem nackten, am Boden kauenden Bettler zeigt. In die Flanken des Kreuzesstammes sind in niedrigem Flachrelief ornamentale Motive, zumeist Imitationen von Metallbeschlägen, gehauen. Die Rückseite schmücken Rosetten und Akanthus-schnörkel. In ein kartuschenförmiges Oval am Fuße des Kreuzes ist hinter einem Totenschädel folgende Inschrift eingegraben:



Altishofen Abb. 3. Portal am Schloßturm.



Altishofen Abb. 4. Pfarrhaus (18. Jahrh.).

Gar zierlich
siehst du diesem Bild
wie Gott der
Höchste König mildt
demütiglich mit
großem Schmerz
verwunden ließ
d'hand Fuß und s'Herz
am Kreuz mit Spot
gar leidet den Todt
auf das er d'welcht
erlöst aus Noth.

Unmittelbar hinter der Kirche, etwas höher, erhebt sich das ehemalige Pfysersche Schloss, heute zur Armenanstalt der Gemeinde degradiert (vgl. Abb. 1—3). Es ist ein dreistöckiger, massiv gemauerter Bau mit achteckigem, in einen spitzen Helm auslaufendem Türmchen, darinnen eine steinerne Wendeltreppe bis zum Dach hinaufführt. Auf der Mittagsseite springt eine jetzt halb überwachsene Wehrlaube vor. Nördlich steht noch ein Teil der einstigen Gesindewohnungen, und der sich ostwärts ausdehnende, abgetreppte Garten zeigt noch jetzt seine ursprüngliche Anlage. Das Schloßchen beherbergt in seinem Innern mehrere wohnliche Renaissance Räume mit stattlichen Holzverkleidungen und ehrwürdigem Mobiliar. In einer Ecke der jetzigen „Wohnstube“ steht ein prächtiger Ofen aus grünen, weißen und blauen Kacheln. Im Rittersaal finden sich kunstvolle Intarsien, und an den Wänden hängen noch die alten dunkeltonigen Gemälde, aus deren Mitte eine realistische Judithszene gar blutig hervorleuchtet. Leider sind auch von diesen Schätzen des Schlosses viele auf schamlose Weise ihrem Milieu entzissen und um lächerliche Summen verhandelt worden.

Oberhalb des Schloßchens, als abschließendes Gebäude, steht noch ein charakteristisches Bauernhaus aus dem Jahre 1671 (vgl. Abb. 8 u. 9), in seinem untern Teile mit festen Sandsteinquadern gemauert, oben mit Fachwerk durchzogen, mit hohem, auf den Giebelseiten abgewalmten Dach und malerischem Treppenaufgang. Hübsch ist auch die Schmalfassade mit dem wuchtigen Sandsteintor, das in den Schuppen führt.

Ein bemerkenswerter Bau ist gleicherweise das ins sechzehnte Jahrhundert zurückreichende ehemalige Schul- und Pfundhaus am Fuße der trohigen Kirchenstühlmauer (vgl. Abb. 7). Seine grünen Fensterläden stehen freundlich ab vom hellen Schindelbelag der Wandflächen. Das originelle Dach, das auf der Vorderseite vom mittleren Gebäudetrakt in Form eines turmartigen Ausbaues durchschnitten wird, gibt mit seinen vortragenden Giebeln dem Ganzen einen sehr heimeligen Anstrich. Türrahmen und Türsturz sind in interessanten Bandmustern, einem beliebten Luzerner Motiv, geschnitten.

Die schönste Aussicht im Dorfe genießt man von dem aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts stammenden Pfarrhause aus, das hart über einer steilen Grashalde hängt (vgl. Abb. 4). Hier mag man seine Blicke über das im Sommerglut schwimmende Bauwylermoos frei zu den Alpen hinüberschweifen lassen.

Rehren wir nach dem Unterdorf zurück, so stoßen wir auf manch stolzes Bauerngut mit hochgeschwungenen Giebeln, sonnverbranntem Holzwerk und bunten Blumenfenstern. Einladende Gärtlein im Sommerflor zieren den Begrand und verlieren sich nach hinten in die wohlbestellten Wiesen hinein. Leider sind auch hier zuweilen Geschmacklosigkeiten eingebracht, welche falsch verstandene neuzeitliche Verbesserungsbestrebungen auf dem Gewissen haben, die den künstlerischen Wert des Dorfbildes keineswegs bereichern. Ein auffallend dunkelgebräuntes Bauernheim vom alten Luzerner Schläge steht noch an der Hauptstraße in der Nordecke des Dorfes, eine wahre Augenlust allen Vorbeiziehenden (vgl. Abb. 10). Aus dem Holzstil zu schließen, gehört es an die Wende des achtzehnten Jahrhunderts und wirkt durch seinen gesamten äußern Habitus wie die Verkörperung bäuerlichen Fleißes und solider Wohlhabenheit. Aus derselben Zeit datieren auch die fleidamen Vertäfelungen in der Gaststube des Wirtshauses zum „Löwen“, das als massiver Steinbau die Dorfmitte beherrscht.

Wie in vielen andern, von der „Kultur“ noch nicht allzu sehr verunstalteten luzernischen Gemeinden begegnen wir auch in Altishofen noch einer besonders anheimelnden alttümlichen Gebäudegattung, ich meine die mehr als hundertjährigen Speicher, die wohl das beste Zeugnis ablegen für



Altishofen Abb. 5. Kirche vom Schloßgarten aus.



Altishofen Abb. 6. Kirchturm (romanisch).

den architektonischen Formensinn unserer Altvordern*). Wie grenzenlos schade, daß diese den heutigen Bedürfnissen nicht mehr entsprechende Art des Holzbaues allmählich so unwiderstehlich verschwindet! Da springt uns ein besonders hübsches Beispiel in die Augen an der Straße, die nach Nebikon führt, ein zierliches Speicherchen aus dem Jahr 1802 (vgl. Abb. 11), mit Klebdächern, reich geschnitzter Türrahmung und lustig blinkenden Fensterchen. Unter dem Dachvorsprung ist in weißen Lettern der sehr vernünftige Spruch zu lesen:

Wan einer bauet an Straßen,
mus er die Tadler reden lassen,
ich hab gebaut für mich und nit für dich,
niemand kommt und zahlt für mich.

Altishofen, so, wie es als dörfliche Gesamtheit in seine Baumgärten gebettet liegt, ist in natürlicher Anlehnung ans Terrain aus seinem fruchtbaren Boden herausgewachsen und bildet mit den umstehenden Höfen und Weilern und dem wie zum Schutze ausgebreiteten Waldkranz eine seltene landschaftliche Einheit. Weil es seitab liegt von der großen Heerstraße, kennen es nur wenige, und nur im Vorbeifahren wird hin und wieder jemand auf sein blinkendes Schloßchen und seinen weithin leuchtenden Kirchturm aufmerksam. Wer aber auf eigenen Füßen durch seinen Bann gezogen ist, den muß es immer wieder locken, an lachenden Maitagen in diesem Blütenneße zu verweilen oder an stillen Sommerabenden vom nahen Schloßberge aus die Sonne aus den Kornfeldern schwinden zu sehen.

Dr. Fritz Gysi, Zofingen.

*) Nachdrücklich sei hier hingewiesen auf die wertvollste Sammlung von hundert photographischen Aufnahmen in feinstem Lichtdruck: Der bernische Speicher in 100 Bildern aufgenommen und erläutert von Albert Stumpf, mit Begleitwort von Professor Dr. Arthur Weeß und a. Pfarrer Dr. Emanuel Friedli (Zürich, Polygraph. Institut A. G., 1914).

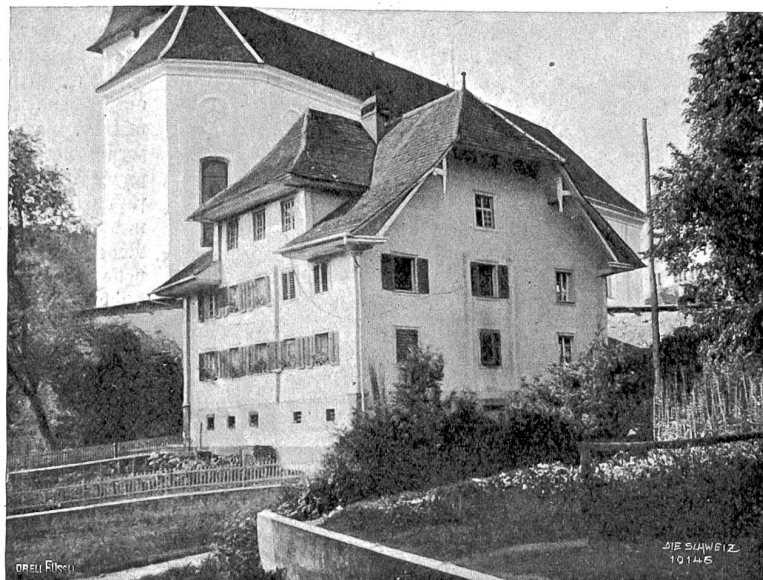
Isabelle Kaiser: Von ewiger Liebe*).

Himmelische und irdische Liebe, Muttergüte, Aufopferung, Barmherzigkeit, Leidenschaft der Heimatliebe rechtfertigen den Gesamttitel dieser Novellen und Skizzen. Eine gewisse Romanhaftigkeit ist in einigen nicht durchweg überwunden. Dagegen wirkt ein echt dichterisches Gefühl mit Erfolg um Anklang und Widerhall. Die Verfasserin durchdringt primitive Motive nicht minder als fast zu romantische Situationen mit unblasierter, naiver und inniger Empfindung, sodaß sie jenen Gefäßen gleichen, von denen sie in ihrem schönen Gedichte spricht: „Et je les emplis jusques au bord De l'eau pure de ma tendresse“. Das Buch ist ein treuer, dreiteiliger Spiegel ihrer Stoffwelt und der von ihr bevorzugten Schauplätze. Es führt ins Volksleben und Freileicht des Südens sowohl wie in ihre Nidwaldnerheimat und ferner in die Salons internationalen Charakters, in die Isabelle Kaiser so gerne die Bekanntschaft seelenvoller Frauen und ein Leuchten nächtlicher Gebirgslandschaft verlegt und leitet.

Die Dichterin liebt es, in ihre Bücher den Poesieduft fremder Laute und Verse zu streuen; sie erzeugt dadurch Stimmungen etwas zu mühelos, andererseits aber darum auf das glücklichste, weil sie, von intuitivem Gefühl beraten, ihre Zitate dort wählt, wo sie eine Volksseele rührend oder interessant verdeutlichen oder ein Liebeswort mit den

Schwingen der Musik beschenken („Caro mio ben!“). Sie zitiert denn auch nicht bloß; ihre Zitate sind Ausgangspunkte und Leitmotive der Erfindung und Handlung, was sie mit Geist und Grazie und oft subtiler Kunstarbeit aus- und durchführt.

Auf italienischem Boden ist es der Verfasserin wohl. Die dort mit der Einfalt der Sitten verbundene Kultur, die an die



Altishofen Abb. 7. Ehemaliges Schulhaus (16. Jahrh.).

*) Köln a. Rh., Verlag und Druck v. J. P. Bachem (1914).